

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1896

272 (19.11.1896) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 174



Nr. 174. Karlsruhe, Donnerstag, den 19. November 1896

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist unterjagt.

Ohne Gewissen. (7)

Roman von Reinhold Ortman.

(Nachdruck verboten.)

„Wer spricht auch davon? Aber vielleicht hat sie bisher zu wenig Gelegenheit gehabt, Männer kennen zu lernen, die ihrer würdig genug waren, um einen tieferen Eindruck auf sie zu machen. Ich nehme mir gewiß nicht heraus, Dir irgend etwas vorzuschreiben; aber ich würde es für einen sehr glücklichen Gedanken halten, wenn Du Dich bemühest, solche Männer in Dein Haus zu ziehen.“

„Soweit ich dazu imstande bin, wird es gewiß geschehen“, versicherte der Professor eifrig, „denn ich sehe ein, daß meine kluge Edith auch diesmal das Rechte getroffen hat. Ich hatte mich so daran gewöhnt, Ingeborg nur als ein Kind zu betrachten, daß mir die Möglichkeit ihrer Verheiratung immer wie in nebelhafter Ferne zu liegen schien. Aber es ist wohl manche noch jünger zum Altar gegangen als sie, und wenn sich heute ein annehmbarer Bewerber bei mir meldete, würde ich mich gar nicht lange bedenken, Ja und Amen zu sagen.“

Während seiner letzten Worte hatte sich die Thür zum Nebenzimmer geöffnet, und in einem schwarzen Seidenkleide rauschte mit ihrem süßesten Lächeln die kleine Frau v. Manstein herein. Unter dem eleganten Spitzenhäubchen sah das glatt gescheitelte schneeweiße Haar noch viel ehrwürdiger aus als vorher, und es war wohl begreiflich, daß Professor Wallroth der alten Dame mit der Miene aufrichtiger Hochachtung die Hand küßte. Die Unterhaltung aber verlor mit ihrem Eintritt den bisherigen ernsten Charakter. Man plauderte von allerlei heiteren, doch auch ziemlich gleichgültigen Dingen, und es wäre ganz unmöglich gewesen, sich eine gütigere, lebenswürdigere und sanftmütigere Matrone vorzustellen, als es die Rätin war.

Nach Verlauf einer halben Stunde nahm der Professor Abschied, und Edith geleitete ihn hinaus. Draußen auf dem Gange umschlang sie noch einmal seinen Nacken und flüsterle zärtlich dicht an seinem Ohr: „Wirft Du mich auch immer lieb behalten, Ludwig? Und wird Dir nie die Neue kommen, mich aus meiner Dunkelheit zu Dir emporgezogen zu haben?“

„Mein liebes, thörichtes Herz!“ lächelte er. „Ich bin es ja, der bei diesem Tausch das bessere Los gezogen hat — nicht Du!“

„Und Du wirfst Dich auch des armen Artois annehmen, nicht wahr? Sei versichert, daß er es verdient.“

„Gewiß! Wie könnte ich ihn vergessen, da er eine solche Fürsprecherin hat! Auf Wiedersehen denn, mein Lieb, auf baldiges Wiedersehen!“

Er ging, und Edith kehrte zu ihrer Mutter zurück, in deren schmalen Gesicht jetzt ganz und gar nichts Gütiges oder Liebenswürdiges mehr war.

„Der Professor ist mit Artois hier zusammengetroffen“,

sagte sie scharf. „Das hätte ja sehr nett werden können. Hoffentlich wird der zudringliche Mensch sich nicht unterstehen, seinen Fuß noch einmal über unsere Schwelle zu setzen.“

Sie hatte noch etwas weiteres hinzufügen wollen; aber sie verstummte unwillkürlich vor dem sprühenden Blick aus den Augen ihrer Tochter.

„Nimm Dich in acht, Mama, es durch ein unbedachtes Wort mit diesem zudringlichen Menschen zu verderben. Er hat ein Mittel in der Hand, noch in der letzten Stunde alle unsere Hoffnungen zu vereiteln, und wie ich ihn kenne, wird er nicht einen Augenblick zögern, davon Gebrauch zu machen, wenn er sich durch uns beleidigt glaubt.“

Das schmale Gesicht der Rätin wurde noch spitzer. „Ah, da haben wir's! Darum also mußt Du Dich so lange mit diesem Hungerleider abgeben! — Nun, ich wasche meine Hände in Unschuld! Ich habe Dich oft genug gewarnt.“

Edith presste die Hand auf die ungestüm wogende Brust, und mit zischenden Lauten kamen die Worte zwischen ihren zusammengepreßten Zähnen hervor, als sie erwiderte: „Verschone mich mit Deinen Vorwürfen, wenn ich nicht vergessen soll, was ich Dir als meiner Mutter schuldig bin! Ich bin in diesem Augenblick wahrhaftig nicht gelaunt, auch das noch zu ertragen!“

Frau v. Manstein machte ein Gesicht, das ihre Tochter nach langjähriger Erfahrung wohl auf eine besonders giftige Antwort schließen lassen mußte; denn mit einer raschen Bewegung wandte Edith der alten Dame den Rücken, schlug die Thür des Salons hinter sich zu, daß die kleinen Nippes auf den Möbeln klirren, und drehte zweimal den Schlüssel, um sich gegen eine etwaige Verfolgung durch ihre Mutter zu sichern.

Viertes Kapitel.

Valentin Düringhoffen stand an seinem Arbeitstische vor dem einzigen schmalen Fenster des mit wahrhaft spartanischer Einfachheit ausgestatteten Gemaches und beobachtete mit seinen klaren blauen Augen aufmerksam die winzigen weißen Krystalle, die sich auf dem Boden des kleinen Reagensglases über der bläulichen Spiritusflamme bildeten. Auch als von einer anscheinend recht derben Faust an die Thür geklopft wurde, wandte er den Kopf nicht und rief nur mit der Gelassenheit eines Menschen, der keine unangenehme Ueberraschung zu fürchten hat: „Herein!“

Ein riesenhafter menschlicher Körper, die baumlange, vier-schrötige Gestalt eines Hünen, schob sich auf diese Einladung hin schnaufend über die Schwelle. Er war in einen weiten Schlafrock von altmodischem, geblümtem Stoff gehüllt, und erst als sich die dicke graue Rauchwolke, die der Riese aus seiner langen Pfeife vor sich her in das Zimmer gepusht hatte, einigermaßen verzog, konnte man wahrnehmen, daß ein großer, roter Kopf mit borstigem, grauem Haar und martialischem Schnauzbart auf den mächtigen Schultern saß.

„Sind Sie's, Vater Leubuscher?“ fragte Düringhoffen, ohne

sein Reagensgläschen auch nur für einen Moment aus den Augen zu lassen. „Hoffentlich erweisen Sie mir nicht in Ihrer amtlichen Eigenschaft die Ehre dieses Besuches.“

Der Hüne brummte etwas vor sich hin, das fast wie das unterdrückte Knurren eines gereizten Bullenbeißers klang, und wirbelte ohne weitere Erwiderung rasch nacheinander wohl ein halbes Duzend gewaltiger Rauchwolken zur Decke empor.

„Lassen Sie sich um Gottes Willen nicht stören!“ fuhr er endlich in tiefem, dröhnendem Bass heraus. „Was für ein Teufelszeug haben Sie denn da schon wieder unter den Fingern?“

„Geheimnisse, Vater Leubuscher, wichtige Geheimnisse!“ gab Düringhoffen sichlich gut gelaunt zurück. „Ich bin auf dem besten Wege, den Stein der Weisen zu finden.“

„Ach, Unfimm! Möchte wohl wissen, was aus Ihrem Mixturenram da Geheimes herauskommen soll. Höchstens noch ein neues Gift zu den vielen, die wir schon haben! Wissen Sie auch, Herr, daß das Zeug einen ganz infernalischen Geruch hat?“

„Das habe ich wirklich noch gar nicht bemerkt“, lächelte der junge Mann. „Wir Chemiker gewöhnen uns nach und nach die Empfindlichkeit für dergleichen ab.“

Leubuscher war näher an den Tisch herangeraten und schnüffelte mit zurückgelegtem Haupte in sehr auffälliger Weise.

„Niederträchtig! Da ist's kein Wunder, wenn sich die Schreiber drüben in meinem Bureau die Nasen zuhalten. Sie verpesten mir mit Ihrem Hölleugebräu die ganze Wohnung.“

Seine vorwurfsvollen Worte hatten zwar einen sehr grimmiigen Klang; aber sie schienen nichtsdestoweniger keinen sehr tiefen Eindruck auf Düringhoffen hervorzubringen.

„Das ist nun wieder eine von Ihren poetischen Uebertreibungen, Vater Leubuscher“, meinte er gelassen, „aber warten Sie nur noch einen Augenblick, ich bin gleich fertig.“

„Fertig, um hinterher vielleicht mit etwas noch Schlimmerem anzufangen, nicht wahr? Rund heraus gesagt, junger Herr, das geht so nicht weiter!“

Düringhoffen tauchte sein Gläschen in ein Gefäß mit Wasser und hielt es dann gegen das Licht. Ein Aufleuchten der Zufriedenheit war auf seinem Gesicht.

„Ausgezeichnet!“ sagte er. „Aber es hat wahrhaftig auch lange genug gedauert.“

Der Riese, der nach seiner letzten kategorischen Erklärung eine Wanderung durch das Zimmer begonnen hatte, blieb ganz betroffen stehen.

„Ausgezeichnet — sagen Sie? Ja, wollen Sie mich etwa verhöhnen? Habe ich nicht ein Recht, zu verlangen, daß mein Mieter Rücksicht nimmt auf unsere Nasen? Von der meinigen will ich gar nicht reden, aber meine Frau und meine Tochter sind doch auch da, und die Leute, die in mein Bureau kommen. Ein Gerichtsvollzieher ist den meisten Menschen ohnedies ein halber Satan — sollen sie in diesem Glauben etwa noch durch die Atmosphäre bestärkt werden, die mich umgibt? Darum — ohne Umschweife: wenn Sie dies Zimmer, das ich Ihnen als herrschaftlich möblierten Salon vermietet habe, als ein chemikalisches Laborium oder so was benutzen wollen, dann können Sie es auch danach bezahlen. Von heute ab kostet es das Doppelte — so ist meine Meinung.“

Düringhoffen blickte in höchstem Erstaunen auf den Sprechenden, der dunkelrot geworden war, wie ein gestotterter Krebs.

„Vater Leubuscher, das ist doch nur ein Spaß!“

„Den Deubel auch, sehe ich aus wie ein Spaßvogel! Was ich da verlange, ist bloß recht und billig. Und weil Sie doch ein solider junger Mann mit einer festen Anstellung sind, wird es Ihnen wohl nicht viel ausmachen, mir diese doppelte Miete gleich jetzt im voraus für den nächsten Monat zu bezahlen.“

Mit erstem Gesicht schüttelte der junge Chemiker den Kopf. „Dazu bin ich leider nicht imstande. Der Betrag, der mir von meinem Monatsgehalt verbleibt, wenn ich meinen Verpflichtungen nachgekommen bin, reicht dazu nicht aus, ganz abgesehen davon, daß ich alsdann buchstäblich 4 Wochen lang nichts haben würde.“

„So?“ machte Leubuscher gedehnt. „Ihre Verpflichtungen? Wird auch was Rechtes sein! Wissen Sie, dergleichen ist immer verdächtig bei einem jungen Menschen.“

„Nun, was das anbetrifft, so mögen Sie sich beruhigen! Meine Verpflichtungen bestehen einfach darin, daß ich in Erstattung einer alten Schuld meiner Mutter alles zu senden habe, was ich nur immer entbehren kann. Und aus diesem Grunde,

verehrter Herr Leubuscher — so hart es mir auch ankommen mag, mich von Ihrer Familie und von dieser liebgeordneten Stätte zu trennen — für einen so hohen Preis kam ich das Zimmer unmöglich behalten.“

Der schnurrbärtige Riese räusperte sich gewaltig, und für eine Weile verschwand er ganz und gar hinter den grauen Wolken, die er mit der Lungenkraft eines Lokomotivschornsteins aus seinem holländischen Knaster sog.

„Herr“, tönte es dann aus dem Nebel heraus, „glauben Sie, daß ich der Mann bin, eine arme Witwe zu bestehlen? Wenn Sie Ihr Geld nicht schlechter verwenden, so bleiben Sie in Gottes Namen nach wie vor für den alten Preis und verdienen Sie den Leuten in meinem Bureau auch weiter die Luft so viel Sie wollen. Mag sie doch ohnedies alle miteinander der Deubel holen! Denn das sage ich Ihnen: ich habe es satt — ich habe es satt!“

„Ja, um des Himmels willen, Vater Leubuscher, was ist Ihnen denn widerfahren, daß Sie heute so ganz aus dem Häuschen sind? Haben Sie etwa in Ihrer amtlichen Thätigkeit einen Verdruß gehabt?“

„Ob ich Verdruß gehabt habe — ich — ein Gerichtsvollzieher? Nun, man sieht, was für ein Grünspecht Sie sind, da Sie fähig sind, eine solche Frage zu thun. Können Sie sich vorstellen, wie einem ehrlichen Manne zu Mut ist, der ohne seine Schuld gehaßt und gefürchtet wird, als wäre er der schlechteste und hartherzigste Kerl von der Welt? Ich habe als Unteroffizier und nachher als Wachtmeister bei den Dragonern drei Kriege mitgefochten und habe da wahrhaftig mancherlei zu sehen gegriegt, das einem das Herz im Leibe umdrehen konnte. Aber da hieß es doch: wie Du mir, so ich Dir, und es stand Feind gegen Feind! Aber was ich jetzt Tag für Tag thun muß, ist tausendmal schlimmer. Denn die Leute, denen ich da mit meinem Aktenbündel und mit meinen blauen Siegelstins Haus falle wie der leibhaftige Verderber, haben mir nie was zu Leide gethan, und es ist, weiß Gott, ein ganz verfluchtes Gefühl, wenn man so zur Thür hereinkommt und alle Gesichter bleich werden sieht, als hätte man hinter sich ein ganzes Gespöge von Gespenstern. Als Kanakist auf dem Kammergericht habe ich von alledem nichts gewußt, und ich wollte, sie hätten mich dageslassen mit meinem kleinen Einkommen und meinem zufriedenen Herzen. Da kann man leicht sagen, daß die meisten von denen, die ich heimsuchen muß, überhaupt kein Mitleid verdienen, weil sie leichtfertige Schuldenmacher sind und sich ihr Schicksal selber bereitet haben. Aber es ist doch was anderes, ob man in seiner warmen Stube hinterm Bierglas mit solchen Redensarten umherwirft, oder ob man dem Elend auf zwei Schritte Entfernung gegenübersteht und es vollständig machen muß, ohne Rücksicht auf Bitten und Thränen — auf Verzweiflung, Krankheit und Not.“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Heilung der Kurzsichtigkeit

hielt der Breslauer Ophthalmolog Prof. Hermann Cohn in dem dortigen Humboldtverein einen interessanten Vortrag, dem wir nach der „Bresl. Zig.“ folgendes entnehmen.

Einleitend führte Prof. Cohn aus, daß wenn auch sonst nur Hygiene und Vorbeugung von Krankheiten die Aufgaben der populären Medizin seien, doch ausnahmsweise auch über Heilung einer weitverbreiteten Krankheit gesprochen werden müsse, wenn dieselbe auf einer neuen, epochemachenden, bewährten Methode beruhe; eine solche sichere, gefahrlose und schmerzlose operative Heilung der Kurzsichtigkeit sei jetzt gefunden, eine Methode, deren Kenntnis die weiteste Verbreitung verdient. Die Kurzsichtigkeit beruht auf Vergrößerung der Augennäse von vorn nach hinten, daher sehen Kurzsichtige in die Ferne undeutlich in sog. Fernsichtkreisen. Die schwachen Grade bis Nr. 3 und die mittleren Grade bis Nr. 6 sind nur ein Gebrechen, welche die Wahl des Berufs stören, aber aus den mittleren Graden entstehen oft durch anhaltende Naharbeit die hohen Grade bis Nr. 10 oder die höchsten Grade, bei denen nicht einmal bis auf 10 cm gelesen werden kann. Diese hohen Grade sind wahre Krankheiten des Auges, führen leider oft zu Blutungen und Ablösungen der Netzhaut, d. h. zu totaler oder teilweiser Erblindung. Alles, was den Druck im Innern des Auges erhöht, treibt das Auge aus der Kugelform in die Eiform hinein; der Druck wird aber vermehrt durch beständige Accommodation der Kristalllinse für die Nähe, durch die Konvergenz der Augen beim Nahsehen und durch gebremsten Blutabfluß beim Herunterbeugen des Kopfes. Demgemäß suchte man schon seit Jahrzehnten die Schäden der Naharbeit zu verringern durch gute Beleuchtung, gute Schultische, Steilschrift, großen Buchdruck und richtige Brillen. Für schwache und mittlere Grade der Kurzsichtig-

seit bis Nr. 8 genügen auch meist die Kontaktbrillen; allein die stärkeren Nummern 9-20 (das stärkste Glas, welches existiert), sind leider nicht zu brauchen, da sie alles verkleinern, verzerren und in die Ferne zu rücken scheinen. Solchen Kurzsichtigen war bisher nicht zu helfen. Jetzt aber können sie geheilt werden, indem man ihnen die Kristalllinse aus dem Auge nimmt. Der Vortragende schilderte, wie diese Idee sich geschichtlich entwickelt hat, wie schon vor 200 Jahren Boerhave in Holland beobachtete, daß Kurzsichtige, denen er die getrübe Linse, den grauen Star, herausnahm, für die Ferne dann keine Gläser mehr brauchten, und wie Boerhave auch schon die richtige politische Erklärung dafür gab. Im Jahre 1790 sprachen Richter in Göttingen und 1817 Beer in Wien die Idee aus, daß Kurzsichtige geheilt werden könnten, wenn man ihnen die gesunde, nicht getrübe Linse herausnehmen würde. Allein, da damals noch 25 Proz. der Staroperationen durch Eiterung zur Erblindung führten, wagte niemand die Operation. Als Mooren in Düsseldorf 1858 einige Fälle mit Glück operierte, opponierten die drei größten Augenärzte jener Zeit, A. v. Graefe, Arlt und besonders Donders aus theoretischen Gründen so heftig, daß die Idee ganz in Vergessenheit geriet. Nun war 1884 von Koller das Cocain entdeckt, und durch die antiseptischen Mittel gelang es, die Verluste bei Staroperationen von 25 Proz. auf 1 Proz. herabzudrücken. Da nahm 1890 ein bis dahin unbekannter junger Augenarzt, Dr. Jutala in Wilen (jetzt in Wien), die Frage trotz aller Warnungen praktisch wieder auf; er kämpfte, unbekümmert um alle Zweifel, energisch für die Operation, und heute wird seine Methode von den ersten Operateuren mit glänzenden Erfolgen ausgeführt. Auch der Vortragende, der lange unter dem Banner theoretischer Vorurteile stand, hat sich erst spät zu Versuchen entschlossen, ist aber jetzt ein begeisterter Anhänger von Jutalas Methode. Dr. Jutala macht erst durch einen Einstich die klare Linse trüb; so entsteht künstlich grauer Star. Dieser wird nach einigen Wochen durch einen einfachen Schnitt in die Hornhaut aus dem Auge entfernt. Dann brauchen die Kurzsichtigen in der That keine Brillen oder nur ganz schwache Gläser, um in die Ferne scharf zu sehen; auch lesen sie dann mit schwachen Brillen bequem Zeitungsschrift in 30-50 cm Entfernung. Ganz überraschend war ferner, daß die Sehschärfe nach der Operation um das 3-5fache sich gegen früher verbesserte. Jutala glaubte, daß die Methode nur bei Personen unter 24 Jahren sich empfehle; indessen sind jetzt schon auch Sechzigjährige mit Erfolg operiert worden. Seit 3 Jahren haben sich etwa 1000 Kurzsichtige der Operation in Deutschland unterzogen; man kann also noch nicht sagen, ob für alle Zeiten die operierten Augen vor dem Weiterfortschreiten der Kurzsichtigkeit beharrt bleiben werden. Aber es ist dies sehr wahrscheinlich, da die genannten Faktoren, welche den Druck im Auge erhöhen und das Auge ausdehnen, nunmehr beseitigt sind. Durch Herausnahme der Linse fällt die Accommodation fort; Konvergenz und Kopfsenkung sind nicht möglich, da ja das Sehen in großer Nähe nun unansführbar ist. Jutala sah auch auf dem nicht operierten Auge Netzhautablösung entstehen, während das operierte gesund blieb. Andere Forscher fanden während zweijähriger Beobachtung Stillstand der Kurzsichtigkeit. Aber selbst wenn das Damoklesschwert der Netzhautablösung weiter über dem Operierten schwebt, so hat er doch wenigstens bis zu dieser, vielleicht erst nach langen Jahren eintretenden Katastrophe viel besser gesehen, als ohne Operation. Der Wert der Operation sei gewiß ein ganz großartiger, und die Jutalache Methode eine der hervorragendsten Leistungen der Neuzeit. Sie erschließe dem Kurzsichtigen eine neue Welt und zwar schon in der Jugend, sie verbessere seine Existenz, sie mache ihn berufstüchtig und erwerbsfähig, sie verbessere seine Sehschärfe, sie dauere nur eine Minute und sei ebenso gefahrlos wie schmerzlos. Das Wichtigste bleibe natürlich das Urtheil der Kranken. Diese seien alle zufrieden und können meist kaum die Operation des zweiten Auges erwarten.

Zu obigem Aufsatz gehen dem „Schn. M.“ von zwei Stuttgarter Augenärzten folgende Einwendungen zu:

Dr. K. Was Prof. Hermann Cohn über die Operation der Kurzsichtigkeit sagte, ist im großen und ganzen richtig; nur hat derselbe den Rahmen zu weit gesteckt und ist daher sein Vortrag geeignet, unter Umständen falsche Hoffnungen zu erwecken. Denn nur Kurzsichtigkeit, die hochgradiger ist als die neue Nr. 12 (alte Nr. ca. 8), bietet Verhältnisse, die es als einen Vorteil für den Patienten erscheinen lassen, operiert zu werden. Operiert man ein Auge, das eine geringere Kurzsichtigkeit als Nr. 12-14 (alte Nr. 3-2 1/2) aufweist, so wird der Patient nachher hochgradig überfüchtig und weitfüchtig. Man hat also den Teufel mit Belzebub ausgetrieben. Es scheint übrigens, daß Prof. Cohn erst sehr spät sich die Entdeckung von Jutala zu Nutzen gemacht hat; in Würtemberg wird die Operation wohl von allen Augenärzten schon seit dem Jahre 1891 ausgeübt, allerdings ohne daß es einem derselben eingefallen wäre, über diese streng wissenschaftliche Frage in einem Laien-Vereine einen Vortrag zu halten.

D. Wie Cohn richtig bemerkt, ist die Herausnahme der Linse aus dem hochgradig kurzsichtigen Auge schon seit Jahrzehnten ein theoretisches Postulat gewesen, und wurde in einigen Fällen auch thatächlich vorgenommen. Seit einigen Jahren hat Dr. Jutala

die Operation der höchstgradigen Kurzsichtigkeit zur richtigen Methode erhoben. Möglich wurde die Ausführbarkeit dieses kühnen Gedankens ausschließlich nur durch die Errungenschaften unserer modernen Antiseptik, resp. Aseptik, die es ermöglicht, auch bedeutende operative Eingriffe mit nahezu absoluter Sicherheit der Vermeidung von Störungen in der Wundheilung vorzunehmen. Die Methode an sich ist einfach. Durch einen Stich, resp. Schnitt in die Linse wird Wundstar erzeugt und dieser letztere hernach operativ entfernt, so daß jedes derart behandelte Auge meist 2 und auch mehrere operative Eingriffe erleidet. Ueber den Erfolg der Operation läßt sich ein abschließendes Urtheil zur Zeit noch nicht gewinnen. Sicher ist, daß die vorher meist bedeutend reduzierte Sehschärfe wesentlich gebessert wird. Auch fällt zumeist durch die infolge der Operation veränderten optischen Bedingungen dieser Augen das Tragen stärkerer Gläser fort. Ob die Operation im Stande ist, die von uns so sehr gefürchteten Komplikationen der hochgradigen Kurzsichtigkeit, Netzhautablösung und Blutungen zu verhüten, muß erst die Zukunft entscheiden. So viel kann heute schon gesagt werden, daß die Methode von Jutala einen der größten Fortschritte bedeutet, den die moderne Ophthalmologie in den letzten Jahren zu verzeichnen hat.

Wie die Kaiserin heiratet.

In seinen, in der „N. Zür. Z.“ erschienenen, höchst interessanten „Schilderungen aus Südafrika“ erzählt uns E. Cathrein, wie eine Heirat bei den Zululassen zustande kommt:

Der Zulu ist sehr vorsichtig in der Wahl derer, die ihm des Lebens Wonne ins Haus bringen soll. Er geht zwar nicht in die Kirche, um sich nach den Schönen umzuschauen; der gute Geist tritt für ihn in die Schranken und leitet seine Liebesgeschäfte. Wird so ein Zulu bei einem Gelage von seinem guten Geiste befallen, so spricht er seiner Geliebten nicht etwa vom alten Walliser Landrecht, welchem gemäß man sich vorerst unter dem Tisch mit den Fußspitzen drückt, sondern sagt ganz einfach: „Giebst du mir Bier in den Mund?“ Wird diesem Bierwunsche mit Bereitwilligkeit entsprochen, so ist die Liebeserklärung angenommen. Einige Treue wird durch diesen kühnen Trank gelobt. Nun ist aber die Sache noch nicht abgethan. Der Zulu hat nicht nur das Herz des Mädchens zu erobern, sondern muß auch noch die Geldgier ihres Vaters betriedigen. Die Verhandlungen werden ohne diplomatisches Präliminarium eröffnet und gewöhnlich wird die Zahl der vom Bräutigam zu liefernden Ochsen auf 15 festgesetzt. Sehr oft übersteigt des „teuren“ Schwiegervaters Forderung sein Vermögen. Ohne Sang und Klang und auch ohne thränenreichen Abschied begiebt er sich nach Johannesburg oder einer andern Stadt, um das Fehlende im Schweisse seines schwarzen Angesichts zu verdienen. Der Gedanke an seine Holbe giebt ihm Kraft und Mut, und bald ist die fehlende Summe zusammengeschwitzt. Singend wandert der Zulu nach Hause. Der Heiratsantrag wird anberaumt und der vom Brautvater zu liefernde Ochse speisefähig gemacht. Am ersten der drei Hochzeitsstage entflieht die Braut dem väterlichen Hause und begiebt sich in Begleitung von Vettern und Basen in das Gemach des Herzjägers. Welch göttliche Ueberraschung für das fühlende Herz des Jägers und welche Enttäuschung! Dieser Besuch wird nicht etwa benützt, um einige sonnige Augenblicke zu verleben oder für den künftigen Haushalt Anordnung zu treffen, Gott bewahre! Es ist der letzte Tag der Freiheit, über den das Negermädchen noch zu verfügen hat, und dient dazu, den Innig- geliebten auf alle mögliche Weise zu verhöhnen. Keine ehrliche Faser wird an ihm gelassen. Ein Säufer, ein Faulenzler, ein Streitsüchtiger u. s. w. ist er, und da die Vettern- und Basenschaft getreulich mithilft, so kann man sich schon vorstellen, daß kein Winkel seines Zuluhergens ungefübert bleibt. Die ebenfalls anwesenden Verwandten des Bräutigams suchen schüchtern ihn zu verteidigen; er selbst schweigt und denkt: „Wart nur, wart nur, wart nur Mädele!“ u. s. w. Am zweiten Tage wird das Gelage eröffnet. Die Braut erhält einen Gürtel um die Lenden und ist ohne weitere Ceremonie das rechtmäßig angehaute Weib. Dieser Gürtel aus Glasperlen darf nie mehr entfernt werden.

Diese Art zu heiraten gilt nur für die noch heidnischen Zulus. In der Kapkolonie und auch in Natal und Transvaal sind die Negervölker teilweise katholische, teilweise protestantische Christen, die natürlich nach kirchlichen Vorschriften in den Stand der heiligen Ehe treten.

Kunst und Wissenschaft.

○ Karlsruhe, 17. Nov. (Kunstverein.) Die Ausstellung eines Werkes von Ferdinand Keller ist jedesmal in Karlsruhe ein künstlerisches Ereignis erster Klasse. Wer sich nur halbwegs zur sogenannten Gesellschaft rechnet, hat nichts Eiligeres zu thun, als sich schleunigst, sobald ihm die frohe Botschaft von obigem geworden, in das Lokal des Kunstvereins zu begeben. Freilich wird dieser Kunstfeier auch meistens reichlich belohnt, denn Ferdinand Keller ist noch immer — und bleibt es hoffentlich stets — unser

erster und vornehmster Meister, der seine hiesigen Kollegen weit übertrifft. Wer dies nicht zugiebt, mag sich nur seine kürzlich vollendeten Fresken in der König-Karls-Halle des neubauten Stuttgarter Gewerbemuseums anschauen, solche großartigen, farbenprächtigen Schöpfungen vermag nur ein wirklich genialer Künstler hervorzubringen. Auch auf das heute ausgestellte Bild, prunklos und schlicht nur „Einkauf“ betitelt, fällt ein reicher Abglanz der Schönheit jener Werke. Der Meister hat mit Glück die einfache Szene der Begrüßung eines vornehmen weiblichen Gastes mit Gefolge durch den ehrwürdigen Wirt und seine Diener in das hierfür künstlerisch so dankbare Gewand der Antike gekleidet, das ihm reichliche Gelegenheit bot, in seinen koloristischen Effekten mit genohnter Meisterschaft zu schwelgen. Die griechische Inschrift auf dem Säulenpostament wird wohl manchem Kopfschmerz verursacht haben, wir lesen sie Mar (quardt) und vermuten daher, daß das Bild zum wirklich kostbaren bedeutenden Schmucke des gleichnamigen Hotels in Stuttgart aussersehen sei. — Ziemlich derb und faustmäßig nehmen sich neben dem Keller'schen Idealismus die sonst recht tüchtigen und lebendigen beiden Herrenbildnisse von G. Urban in Weimar aus, der offenbar ein Schüler des früher kurze Zeit auch hier thätigen Professor Güssow zu sein scheint. In diesen Werken ist wahrlich kein Hauch mehr der klassischen Periode Weimars und ihrer Kunstideale zu verspüren. Auch Julius Schabinger hier hat ein recht gutes, nicht gar so hyperrealistisches Herrenporträt geliefert, das einen erschütterlichen Fortschritt gegen seine früheren Werke bekundet. Der dritte Porträtmaler, C. H. Hoff, bekanntlich ein talentvoller Sohn und Schüler unseres unvergesslichen Prof. Karl Hoff ist heute sehr ungleich vertreten. Von jeher wußte er mit dem Pinsel weit besser umzugehen als mit der Delmalerei, was sich auch heute wieder deutlich zeigt, denn von seinen 3 ausgestellten Porträts würden wir dem feinen Bild eines Kindes in Pastellmalerei weitaus den Vorzug geben. Was seine Delbilder betrifft, so ist die Studie eines schreibenden Mädchens ein recht effektiv beleuchtetes Interieur und jedenfalls viel interessanter und besser als das Bildnis des weiß gekleideten Mädchens. Auch Jos. Thoma n ergeht es ähnlich wie dem vorigen, seine Delgemälde, gewöhnlich Motive des hiesigen Schlossgartens vorführend, sind fast abschreckende Beispiele ziemlich unverständlicher und unverarbeiteter, modern sein sollender Auffassung zu nennen, während seine Pastellbildnisse, wie auch das heute ausgestellte, doch immerhin genießbar sind. Paul Segisser segelt auch im neuesten Fahrwasser, wie sein hübsches Idyll aus Lauterburg, mit den von der modernen Kunst glücklich wiederentdeckten und hochbeliebten Kapitolsretterinnen beweist, doch findet er sich in demselben weit besser zurecht als sein Vorgänger. Auch W. Neuter hat in seinem sonnigen, fast pikant durchgeführten Straßennotto von der Riviera erfreuliche Fortschritte gegen früher gemacht, offenbar gelingen ihm Bilder kleineren Maßstabes weit besser als die großen, die meist ziemlich leer und unausgeglichen wirken. Die Blumenstücke und Stillleben der beiden Damen, C. Wedekind und J. Engler in Pforzheim, von denen die letztere namentlich einiges Talent zu besitzen scheint, erwähnen wir nur kurz, um zu dem zweiten Glanzpunkte der heutigen Ausstellung, den 22 Aquarellstudien aus der Umgegend von München von Prof. Ludwig Dill daselbst überzugehen, die für uns noch um so interessanter sind, da der Künstler bekanntlich — als Sohn des vor einigen Jahren in Durlach verstorbenen Oberamtsrichters und seinen Kunstsammlers C. Dill — unser engerer Landsmann ist, auf den wir alle Ursache haben stolz zu sein. Ludwig Dill, dem großen Publikum hauptsächlich als brillanter Schilderer vorzugsweise venezianischer Marinen wohl bekannt, war ursprünglich, wie fast alle hervorragenden Münchener Künstler, Schüler von Piloty, wandte sich aber dann der von Eduard Schleich begründeten, später von Fontainebleau stark beeinflussten deutschen Richtung des stimmungsvollen Paysage intime zu, der u. a. auch unser Herrmann Raich angehört. Auch seine uns heute vorgestellten, geistreichen Studien gehören voll und ganz dieser, die Naturformen und Erscheinungen auf das sorgsamste und schärfste in großer, ernster und abgeklärter Auffassung beobachtenden Schule an, als deren einer geniale Führer Meister Dill mit vollkommenstem Rechte bezeichnet werden darf.

Litterarisches.

— Alphonse Daudet, in dessen Landhaus zu Champagnon Edmond de Goncourt im Juli d. J. so unerwartet rasch verstorben ist, hat jüngst unter dem Titel „Ultima“ in Form eines Tagebuches eine ergreifende Darstellung der letzten Tage und Stunden des greisen Freundes und Dichters veröffentlicht. Die Dalmonais'sche „Aus fremden Jungen“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), die ihren Lesern immer das Interessanteste aus den fremden Litteraturen bietet, bringt in ihrem neuesten Heft des laufenden Jahrgangs eine treffliche Uebersetzung dieser Daudet'schen Arbeit. Im gleichen Hefte beginnen zwei neue, gleich von Anfang an stark fesselnde Romane, „Der Nachtfalter“, aus dem Polnischen des W. Gawalewicz und „Der Lindenweig“, aus dem Dänischen des Karl Ewald.

— Friedrich Haase läßt die Mühe, in welche er sich zurü-

gezogen hat, nicht ungenutzt. Der berühmte Schauspieler schreibt gegenwärtig eigens für die „Moderne Kunst“ seine Memoiren. Das staitliche Werk, welches mehrere hundert Seiten umfaßt, ist fast beendet, so daß in kurzem mit seiner Veröffentlichung in der „Moderne Kunst“ begonnen werden kann.

— Aus dem Verlage von Stephan Weibel in Altenburg (S. M.) gingen uns zur Besprechung zu:

Helene Dalmer, Geteilte Lese oder die Waife und das Kind des Glücks. Eine Erzählung für junge Mädchen vom 12. Jahre ab. Mit 2 Vollbildern von St. Storch, Berlin. Elegant gebunden 3 M. — Helene Dalmer hat durch ihre unter dem Titel „Aus den Bergen“ im vorigen Jahre in demselben Verlage erschienenen Erzählungen im Fluge die Herzen der Jugend gewonnen. In der vorliegenden, ebenso fesselnd wie wirklich tief gemüthvoll geschriebenen Erzählung schildert die Verfasserin die Lebensschicksale zweier junger Mädchen, die unter gänzlich verschiedenen Verhältnissen aufgewachsen, sich in einer Pension treffen und befreunden. Wie die Verfasserin dem Verleger schreibt, beruht die Erzählung fast durchweg auf Wahrheit. Jedenfalls wird das Buch größtem Interesse bei Mädchen und solchen, die es werden wollen und waren, begegnen. Die Ausstattung ist eine weihnachtliche.

F. Saardt, Der Hartsteiner. Ein Roman. Geheftet 2,50 M., gebunden 3,50 M. — Ein Roman aus der Ritter- und Minnezeit, nicht nur für Erwachsene, sondern auch für die reifere Jugend. Vorzügliche Schilderungen des Lebens und Treibens auf den Burgen der Ritter, in den Klöstern, des Lehens mit reizenden landschaftlichen Bildern. Die packend geschriebene Erzählung wird ohne Zweifel viel Anklang bei jung und alt finden.

M. Mehnert, Die Auswanderer. Eine Erzählung für jung und alt aus den Anfängen deutscher Siedlung in Südwest-Afrika. Mit 2 Vollbildern von H. Starch, Weimar. Elegant gebunden 3 M. — Wie schon aus dem Titel ersichtlich, spielt sich die Erzählung in der Hauptsache auf dem deutschen Kolonialgebiete Südwest-Afrikas ab. Der Verfasser, der Land und Leute kennt, verflücht in den Gang der Erzählung Schilderungen über das Land, seine Vegetation, die Eingeborenen und Anhänger. Ein gutes Buch für die Jugend nicht nur, sondern auch für Erwachsene.

W. Frenzel, Georg Voigt, eine Erzählung aus der Zeit der Reformation. Preis geheftet 2 M. 60 Pf., gebunden 3 M. 50 Pf. — Der Verfasser bietet mit diesem Buche eine wertvolle Gabe für die deutsche evangelische Familie. Frenzel schildert in der ihm eigenen poetischen Art die Kämpfe, Äußerer und Seelische, unter welchen Einzelne sowohl als ganze Familien in der thüringischen Stadt Gera, sich zum Glauben Luthers durchringen. Georg Voigt, der erste protestantische Geistliche Gera's, bildet den Mittelpunkt dieser gemüthvoll empfunden und fein durchgeführten Erzählung. Das hübsch ausgestattete Buch bildet ein passendes Geschenk für die reifere Jugend und eignet sich vorzüglich zum Vorlesen im Familienkreise.

Humoristisches.

Der „Einklebelehrling“. Zu der Antwort eines Arbeitsgebers in Sachen an die Alters- und Invaliditätsanstalt heißt es nach der „Athenisch-Westf. Ztg.“: „Was die fehlenden Marken anbetrifft, so haben wir nach eingehender Untersuchung gefunden, daß der Irrtum durch den Wechsel des — Alters- und Invaliditäts- Versicherungsmarkens „Einklebelehrlings“ hervorgerufen worden ist; wir gestatten uns daher, Ihnen die fehlenden Marken einlegend zu überreichen.“ — Schöner Titel!

Kindliche Auffassung. Die kleine Ella (ist zum erstenmale in einer Alnengalerie): „Mama, früher war wohl immer Maskenball?“

Dem Keinen ist alles rein. Vater (der sich bei Tisch die Handflächen seines Töchterchens zeigen läßt): „Deine Hände sind heute wirklich einmal ganz rein.“ — Die kleine Mizzi: „Ich habe ja auch heute die Knödeln gemacht.“

Ein schlechterer Zitel. Professor: „Was verstehen Sie unter einer fixen Idee?“ — Kandidat: „Eine fixe Idee ist eine dauernde Wahnvorstellung.“ — Professor: „Richtig; und der mit einer solchen Wahnvorstellung Behaftete ist also?“ — Kandidat: „Verrückt.“ — Professor: „Wie liegt aber der Fall, wenn jemand die fixe Idee hat, verrückt zu sein?“ — Kandidat: „Dann ist zweierlei möglich: wenn der betreffende geistig gesund ist, dann ist er verrückt, denn dann leidet er ja an einer Wahnvorstellung; ist er aber verrückt, dann ist er geistig normal, denn in diesem Falle entspricht seine fixe Idee der Wahrheit.“

Seltzam. Schüler (auf die Landkarte weisend): „Herr Professor, da kraucht eine Wanze über Holland!“ — Professor: „Ueber Holland? Oh, hm, höchst merkwürdig, die Holländer sind doch sonst so sehr reinlich!“ (Dorfbardier.)

Nach der Präsidentenwahl im Westen. Erster Bürger: „Was ist denn mit dem Dick los? Den sieht man ja gar nicht mehr.“ — Zweiter: „Ach, der hat's wieder mal in der Brust.“ — Erster: „So — was denn?“ Zweiter: „Ne Revolverkugel — natürlich!“ (Berl. Ztbl.)

Das ist's eben. Freier: „Und welche Mitgift würden Sie Ihrem Fräulein Tochter mitgeben?“ — Vater: „Ich kann ihr leider nichts geben, als meinen guten Namen.“ — Freier: „Sehr schön, aber den verliert sie doch, wenn sie mich heiratet.“ — Vater: „Das ist's ja eben.“ (Neue fliegende Blätter.)

Verantwortliche Redaktion: Otto Neuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Neuß in Karlsruhe Ditschtrasse.